

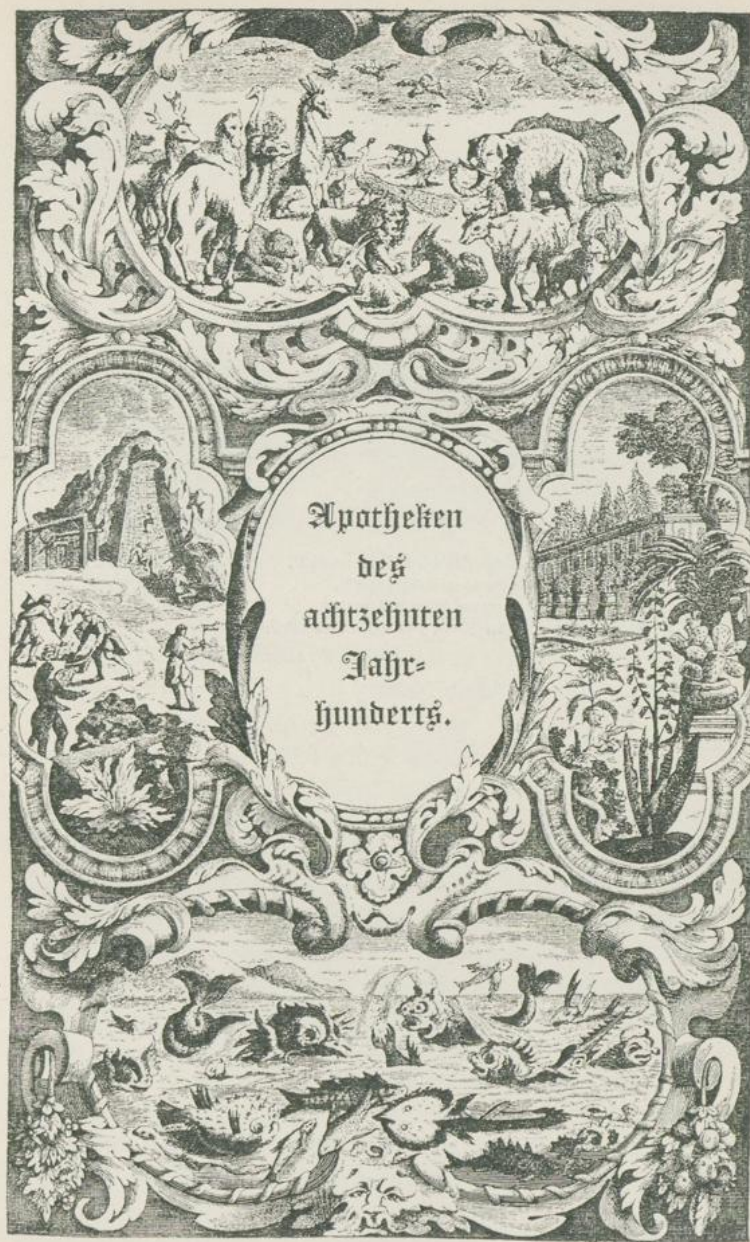


Fig. 44. Titelblatt nach einem Kupferstiche vom Jahre 1701.

„Mit Gläsern, Büchsen rings umstellt,
Mit Instrumenten vollgepfropft,
Urväter Hausrat drein gestopft —
Das ist deine Welt! das heißt eine Welt.“

Goethe. (Faust.)



Fig. 45. Zierbuchstabe aus dem 18. Jahrhundert.

as diesem Aufsatze vorangesezte Titelbild (Fig. 44) versinnbildlicht die verschiedenen Naturgebiete, welche dem Reiche des Askulap im Laufe der Zeit zinspflichtig geworden waren. Das Bild ist dem »Lexicon pharmaceutico-chymicum« von J. C. Sommerhoff, Nürnberg 1701, entnommen und von Johannes Laurentius Höning in Nürnberg gestochen. Es verrät schon durch verschiedene Verschnörkelungen

in der Zeichnung, daß es aus einem Jahrhundert stammt, in welchem der Renaissancestil völlig entartet war, und dem die Rokokozeit nicht ganz fern lag. Der Verfasser des Lexikons, von welchem die Fig 46 eine Abbildung liefert, trägt an seiner bereits zu ziemlichen Ausdehnungen herangewachsenen Perücke zwar noch nicht jenes geschwänzte Anhängsel, welches der Topfzeit den Namen gab, indessen dürfte er doch noch jene Tage miterlebt haben, in denen König Friedrich I. den Topf selbst bei den Soldaten der preußischen Armee als allgemeine Tracht einführte. Johann Christoph Sommerhoff, Apotheker zum Engel in Neu-Hanau, war, wie aus der Unterschrift unter dem von J. D. Welker gezeichneten und von A. Bauer gestochenen Bilde hervorgeht, 1701, bei der Anfertigung dieses, 57 Jahre alt, also 1644 geboren. Zur eigenen Verherrlichung hat er vor seinem Buche von verschiedenen Freunden Gedichte abdrucken lassen, in denen die Zusammenstellung seines pharmazeutischen Lexikons als höchste Leistung anerkannt wird. So singt z. B. sein Freund Johann Rudolph Henrici, Apotheker zu Frankfurt am Main:



fig. 46.

... „Wo des Richters — Schluß ergienß,
 Daß der verdammte alle Pein solt haben:
 Unnöthig daß man Ihn in Fessel zwing
 Und hinthu stetig rohes Erß zu graben;
 Man leg Ihm auf ein Lexikon zu schreiben
 Schon alle Strafen trägt, wer diß muß treiben.

Daß mag man auch mit gutem Fug und Recht
 Mein werther Freund von dieser Arbeit sagen.
 Der ist verwirrt, so solche hält für schlecht,
 Und die noch wäre leichtlich zu ertragen.
 Daher muß deren Nahm auch Ewig grünen,
 Die sich umb junge Leuth so wohl verdienen.“

Zur Erleichterung der Arbeit, welche Sommerhoff durch die Verfassung seines Lexikons hatte, konnte derselbe übrigens schon eine Reihe älterer pharmazeutischer Wörterbücher mit benutzen. Erwähnt werden in der Vorrede als derartige Hilfsbücher die medizinischen Lexika von Castellsus, Bruno, Blancardus. Außerdem an speziell pharmazeutisch-chemischen Wörterbüchern das »Onomasticum« von Brunfels 1545, die »Appellationes Quadrupedum, Insectorum, Volarum, Piscium, Frugum etc.« von Peucerus 1551, das »Vocabularium Chymicum« von Libavius 1595, das »Lexicon chymicum« von Johnsonus 1652, das »Lexicon chymico-pharmaceuticum« von Müller 1661. Trotz dieser schon vorhandenen Werke konnte das Verdienst des Sommerhoff einen Zeitgenossen desselben so begeistern, daß er sagt:

„Seine Müß und Fleiß bleibt gleich dem Golde stehen,
 Nicht eher soll Sein Ruhm, als mit der Sonn vergehen!“

Um zur Verwirklichung dieses kühnen Wunsches etwas mit beizutragen, ist die Abbildung Sommerhoffs zur gleichzeitigen würdigen Vertretung der Apotheker des 18. Jahrhunderts hier mit aufgenommen worden.

Die Abbildung 47 ist eine Nachbildung eines im germanischen Museum befindlichen Kupferstiches, welcher uns die Hofapothek zu Rastatt zeigt. Wie die lateinische Unterschrift unter der Abbildung sagt, ward dies Bild vom Apotheker Joh. Leonhard Kelner zu Nürnberg seinem allergnädigsten Herrn, dem Oberbefehlshaber der Reichsarmee, Ludwig Wilhelm, Markgrafen von Baden und Hochberg,

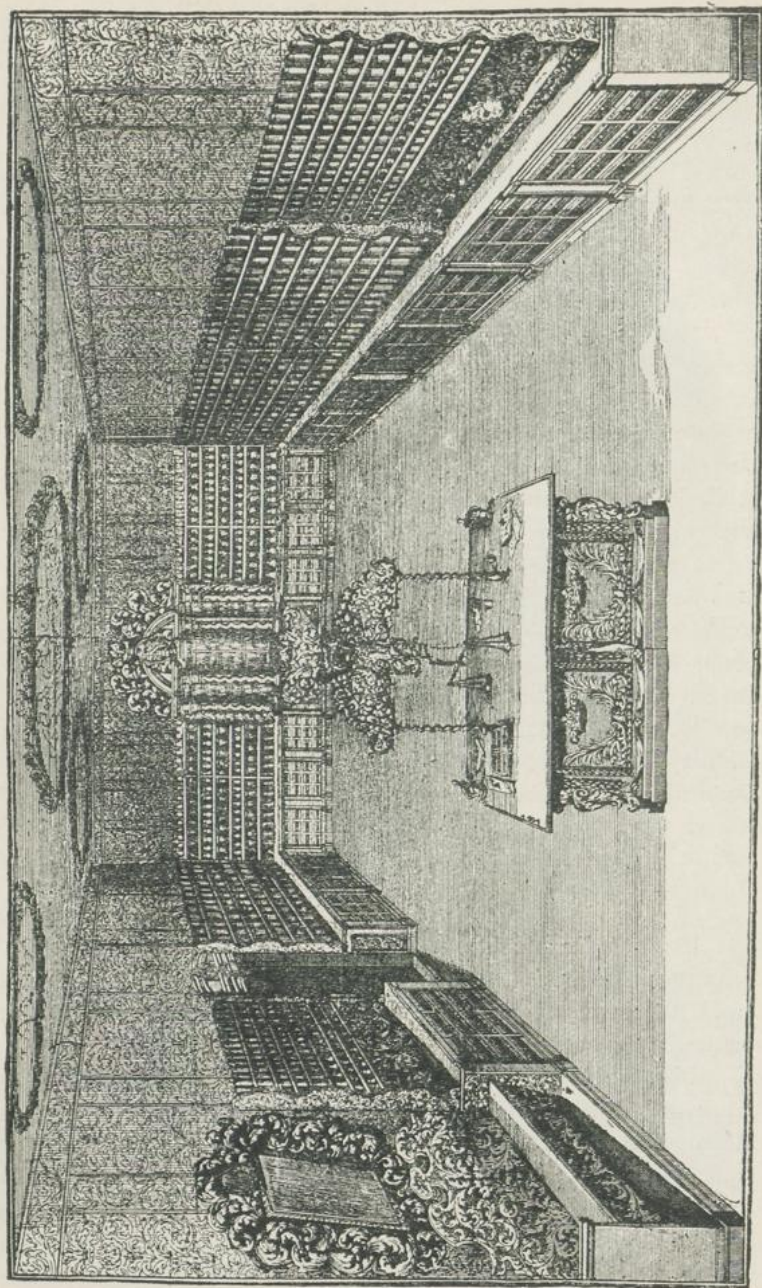


Fig. 47. Hofapotheke zu Rossati nach einem Kupferstiche aus der Zeit um 1700.

gewidmet. Da, wie aus den Aufzeichnungen des Nürnberger Apothekerkollegiums ersichtlich ist, Kelner 1697 durch Kauf der Apotheke zur goldenen Kanne Apotheker zu Nürnberg ward und Markgraf Ludwig Wilhelm bereits 1707 zu Rastatt verstarb, so stammt die Abbildung entweder aus den letzten drei Jahren des 17. oder den ersten sieben Jahren des 18. Jahrhunderts. Wenn der Apotheker Joh. Leonh. Kelner in der Widmung den Markgrafen Ludwig Wilhelm als seinen allergnädigsten Herrn bezeichnet, so ist dies wohl nicht nur als Ausdruck gewöhnlicher Unterthanenergebenheit anzusehen, sondern wahrscheinlich hat Kelner als Feldapotheker unter Markgraf Ludwig Wilhelm gedient. Für diese Ansicht spricht nämlich, daß sich in der jetzt noch bestehenden Kammnapotheke, von welcher Kelner vor beinahe 200 Jahren Besitzer war, eine Feldapothek in Schrankform aus dem 17. Jahrhunderte erhalten hat, welche von dem jetzigen Herrn Besitzer der Kammnapotheke vor kurzem dem germanischen Museum gütigst überlassen worden ist. Mit dieser Feldapothek dürfte der Apotheker Kelner den Markgrafen Ludwig Wilhelm, wol mit den fränkischen Hilfstruppen, auf seinem Feldzuge gegen die Türken, bei dem Entsatze Wiens, den Siegen bei Nissa und Salankemen begleitet haben.

Die Abbildung Fig. 48, deren Urbild sich ebenfalls im germanischen Museum befindet, wird in der Unterschrift als die Dietrichsche Apotheke, welche sich unter dem Zeichen des goldenen Sterns in der Bindergasse zu Nürnberg befindet, bezeichnet. Unter dem Kupferstiche ist P. Decker als Zeichner, C. Weigel als Herausgeber, H. Bölmann als Kupferstecher genannt. Da nach dem noch vorhandenen Kaufbriefe Wolfgang Friedrich Dietrich die damals in der Johann Paul Fegern und Junker Georg Hieronymus Pözen zugehörigen Behausung befindliche Apotheke zum goldenen Stern von Matthias Röser ohne Haus am 23. April 1705 für 12000 Gulden erkaufte und nach Doppelmayr der Architekturmaler Paul Decker bereits 1713, C. Weigel 1725 verstorben ist, so stammt die Abbildung aus der Zeit zwischen den Jahren 1705 bis 1713. Dieselbe stellt also nicht — wie man wegen der Ähnlichkeit der Räumlichkeit geneigt ist anzunehmen — die heutige Sternapotheke vor; denn dieselbe ward erst von Dietrich in die jetzige, laut Kaufbrief vom 27. Oktober 1728 für 3500 Gulden erkaufte Behausung verlegt.

Bei der Verlegung der Apotheke aus dem alten Gebäude in das neu erkaufte Haus scheinen die Geschäftsgegenstände mit hinübergenommen zu sein; denn viele der auf dem Kupferstiche abgebildeten Gefäße und Einrichtungsgegenstände sind in der jetzigen Sternapotheke erhalten geblieben. So sind z. B. die mit dem Zeichen des Sterns versehenen Standgefäße zum großen Theile noch vor-



fig. 48. Sternapotheke zu Nürnberg nach einem Kupferstiche aus der Zeit um 1710.

handen. Die Holzbüchsen ähneln ganz den modernen. Die meisten Standgefäße für Flüssigkeiten haben indessen, statt der jetzt üblichen eingeschliffenen Glasstöpsel, meistens Zinndeckel mit auf dem Glas- halse luftdicht schließendem Schraubengange. Die Abbildung 49 zeigt uns ein derzeitiges Arzneiglasgefäß, welches aus der im Besitze der Königl. Hofapotheke zu Dresden befindlichen Reiseapotheke des Polenkönigs August des Starken stammt. Wolff beschreibt die Gefäße

derselben¹⁾: „sie hatten eine viereckige Form und faßten ungefähr $\frac{1}{4}$ l Flüssigkeit; oben waren dieselben mit einem breiten Goldrande verziert. Auf jeder Flasche war die Etiquette unter dem 7 cm hohen polnischen, verbunden mit dem kurfürstlich sächsischen Wappen mit Emaillemalerei angebracht, auf welchem sich die Jahreszahl 1719 befand.“

Der wesentlichste Unterschied im Aussehen der Apotheken aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts und der heutigen wird bei ersteren durch das Fehlen der jetzt in den Apotheken so vorherrschenden weißen Porzellangefäße verursacht. Wenn man die durch Malerei so reich verzierten Majolikatöpfe, die teilweise italienisches Erzeugnis vom Beginne des 16. Jahrhunderts sind und teilweise der Zeit der Apothekeneinrichtung angehören, und die Gläser mit bunt aufgemalten Namen und Schildern aus jener Zeit, mit den jetzt dafür üblichen, nüchternen weißen



Fig. 49. Standgefäß aus der Reiseapotheke des Polenkönigs August des Starken.

Porzellangefäßen vergleicht, so darf man wohl behaupten, daß die pharmazeutischen Geschäftsräume in der Majolikazeit nach der Richtung hin einen prächtigeren und malerischeren Eindruck gemacht haben. Joh. Friedr. Böttcher aus Schleiz, welcher durch die Entdeckung der Porzellanmacherkunst die Majolikagefäße mehr aus dem

¹⁾ Pharmaz. Zeitung XXXIV, Jahrg. Nr. 65, Seite 492.
Peters, Aus pharmazeutischer Vorzeit I. 2. Aufl.

Gebrauch brachte, hat übrigens seine erste chemische Ausbildung bekanntlich im pharmazeutischen Laboratorium erhalten. Im Jahre 1701 befand er sich nämlich als Lehrling in der Zorn'schen Apotheke zu Berlin. Da der Apotheker Zorn sich mit Alchemie beschäftigte, so bot sich für seinen Lehrling leicht die Gelegenheit, sich ebenfalls mit dieser Kunst zu befreunden. Als bald machte Böttcher — wie es heißt, durch Hilfe eines geheimnisvollen Unbekannten — selbst schon so geschickte alchemistische Versuche und Arbeiten, daß er in den Ruf kam, Gold machen zu können. Dies Gerücht gelangte auch zu König Friedrich I. von Preußen, der daraufhin Befehl gab, sich Böttchers zu bemächtigen. Rechtzeitig gewarnt, ergriff dieser die Flucht, und obgleich er schon von einer preussischen Militärabteilung verfolgt wurde, entkam er glücklich nach Wittenberg in Sachsen. Die preussische Regierung verlangte zwar die Herausgabe Böttchers, indessen dieser Aufforderung ward von dem sächsischen Staate nicht Folge geleistet. Da man eine Überrumpelung Wittenbergs durch die Preußen befürchtete, so ward der Flüchtling zu größerer Sicherheit nach Dresden geführt. Durch die von ihm angestellten Versuche brachte er hier auch den Kurfürsten von Sachsen zu der Meinung, daß er die Goldmacherkunst verstehe. Dieser verlangte von ihm die Mitteilung des Geheimnisses und ließ ihn, als er sich weigerte und Fluchtversuche plante, als Gefangenen auf den Königstein bringen. Von seinen Wächtern gedrängt, machte der Alchemist nun mancherlei Versuche, um den Stein der Weisen zu finden, und entdeckte hierbei zufällig 1704 das braune Jaspis-Porzellan und 1709 das weiße Porzellan. Letzteres wurde unter Böttchers Leitung seit 1710 auf der Albrechtsburg zu Meißen im Großen hergestellt, hatte indessen in den ersten Jahrzehnten einen so hohen Wert, daß es in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wol noch nirgends zu Apothekenstandgefäßen benützt sein dürfte, was gegen den Schluß indessen allgemein wurde, so daß damals die weißen Gefäße und Büchsen aufkamen. Wer porzellanene nicht erschwingen konnte, kaufte solche von weißer Fayence, die damals als Ersatz des Porzellans allenthalben weiß gefertigt wurde.

Die Abbildung 50, zu deren Anfertigung eine Photographie der Jetztzeit als Vorlage benützt wurde, zeigt das Innere der Apotheke zu Klattau in Böhmen. Der jetzige Besitzer dieser Apotheke,

der mir in freundlicher Weise die Photographie zur Nachbildung zur Verfügung stellte, giebt über die Vergangenheit der Apotheke folgende nähere Auskunft: „Diese meine Apotheke befindet sich seit dem Jahre 1810 — wo die Jesuiten aufgehoben wurden — in Privathänden. Die Einrichtung datiert, nach der in der Apotheke eingeschnittenen Jahreszahl, vom Jahre 1733 und wurde von den



Fig. 50. Apotheke zu Klattau nach einer Photographie.

Jesuiten — die ihre eigenen verschiedenen Gewerbsleute und Künstler zur Verfügung hatten — in demselben Stile, wie überhaupt ihre Kirchen, hergestellt.“ Wie auf dem Bilde ersichtlich ist, fehlen an der zierlichen Holzeinrichtung noch völlig jene dem Rokokostile eigentümlichen, muschelartigen Verschnörkelungen. Bei einer Einreihung in eines der Kunstsysteme würden wir die Einrichtung, wie die der beiden vorhergehenden Apothekenabbildungen, noch dem Zopfstile

zuzurechnen haben. In Figur 51 erblicken wir die Abbildung der im Kunstgewerbemuseum zu Dresden befindlichen Feldapothek Friedrich des Großen, welche angeblich im Jahre 1758 in der Schlacht bei Hochkirch mit anderem Kriegsmaterial dem Sieger in die Hände gefallen ist. Eine Beschreibung davon giebt Wolff in der pharmazeutischen Zeitung¹⁾, in der es heißt: „Das aus hartem Holze zierlich

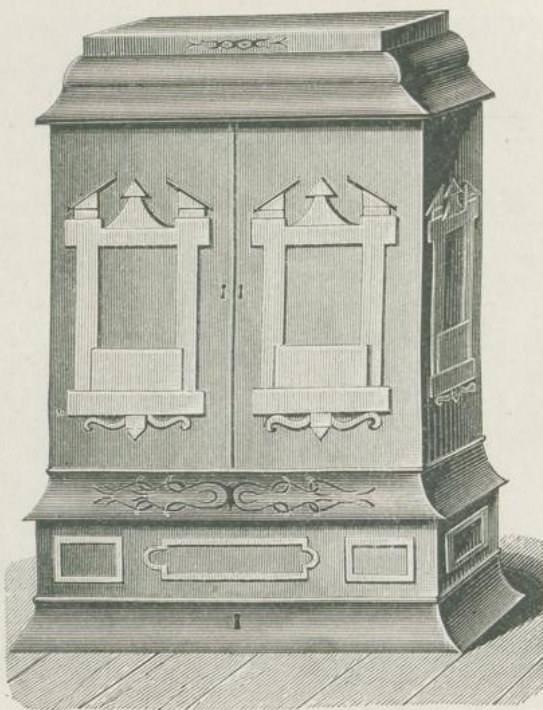


Fig. 51. Feldapothek Friedrich des Großen.

gearbeitete Schränkchen ist mit Messingverzierung versehen und ähnelt seiner eleganten Arbeit halber mehr einem Schmuckkasten als einer Feld- oder Reiseapothek. Dasselbe hat eine Höhe von 65 cm und eine Breite von 42 cm. Der durch eine Thür verschlossene Schrank enthält Schubkästen und Fächer, außerdem ist der obere

¹⁾ XXXIV. Jahrg., Bd. 65, Seite 492.

Teil des Schrankes als Deckel aufzuschlagen. Die Schubkästen sind behufs Einsetzung von Gläsern in Fächer geteilt. Von den Gefäßen fehlen aber viele, und manches Fach ist leer. Die Gläser sind vier-eckig, grünlichweiß und mit gewöhnlichem Papier zugebunden, auf welchem der Name des Inhalts mit unschöner und häufig unleserlicher Schrift verzeichnet ist; eine Etiquette, an das Glas geklebt, oder eine solche, auf das Glas gemalt, ist nicht vorhanden."

Die Figur 52 ist die Nachbildung eines Kupferstiches aus dem Lehrbuche der Apothekerkunst von Karl Gottfried Hagen, Königsberg & Leipzig 1778, und giebt eine bildliche Darstellung von dem

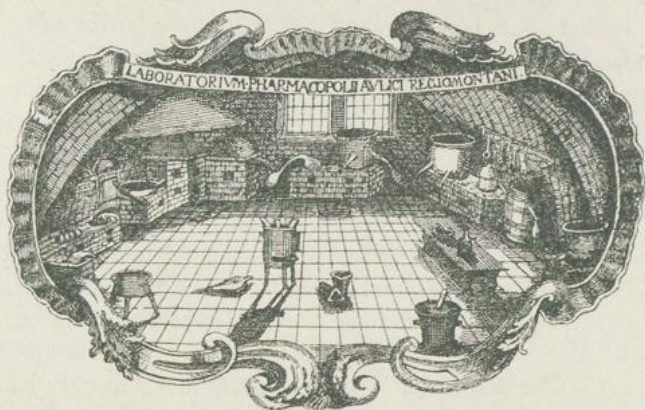


Fig. 52. Laboratorium der Hofapothek zu Königsberg nach einem Kupferstiche vom Jahre 1778.

damaligen Laboratorium der Königl. Hofapothek zu Königsberg. In dem gewölbten Arbeitsraume machen sich hauptsächlich die Feuerherde mit verschiedenen Destilliergeräten bemerkbar, die sich in den Formen denen der heutigen Gerätschaften schon mehr nähern. Der Verfasser des Buches, welchem die Abbildung entnommen ist, Karl Gottfried Hagen, welcher von 1749—1829 lebte, stand nicht nur der Hofapothek in Königsberg vor, sondern war gleichzeitig auch Professor der Physik und Chemie an der dortigen Universität. Außer dem Lehrbuche der Apothekerkunst, welches eine weite Verbreitung fand und acht Auflagen erlebte, gab derselbe noch zwei andere Werke: „Grundriß der Experimentalchymie“ und „Grundsätze der

Chemie durch Versuche erläutert“, heraus. Durch diese Werke übte Hagen einen bedeutenden Einfluß auf den Bildungsgrad der Apotheker des 18. Jahrhunderts. Die in diesen Büchern reichlich niedergelegten chemisch-pharmazeutischen Erfahrungen dürften vom Verfasser wohl zum größten Teile in diesem abgebildeten Laboratorium durch eigene Anschauung erworben sein.

Die Apotheken des 18. Jahrhunderts waren ebensowenig wie heutzutage, obgleich der hohe Nutzen der Apotheker schon damals sprichwörtlich geworden war, die Goldgruben, für die man sie hielt. Sehr erschwert ward den Apothekern der Kampf ums Dasein durch gesetzliche und ungesetzliche Mitbewerbung, welche ihnen nicht weniger als in unserer Zeit von Geheimmittelhändlern, Materialisten, Gewürzkrämern, Kräuterweibern, Wasserbrennern u. s. w. im Handel mit Arzneiwaren gemacht wurde. Recht ersichtlich ist dies aus den Schriftstücken, welche sich im Archiv des alten Nürnberger Apothekerkollegiums befinden; denn dieselben bestehen zum größten Teile aus Klageschriften der Apotheker und Gegenschriften von deren unliebsamen Geschäftspuschern. In den Jahren 1750 bis 1758 wandte sich das Nürnberger Apothekerkollegium, um sich von diesem Mißstande so viel als möglich zu befreien, an den kaiserlichen Reichshofrat zu Wien. Dieser stimmte ihrer Beschwerde zwar zu und verurteilte ihre Gegner; indessen kam es nicht zur Durchführung des Urteils. Der Apotheker Paul Kanut Leinker, welcher damals der vorstehende Älteste des Apothekerkollegiums war, schreibt über diesen Gegenstand in den Jahrbüchern des Apothekerkollegiums bei Niederlegung der Vorstandsgeschäfte wie folgt: „Bey Besorgung des Collegii pharmaceutici Angelegenheiten in Ausrottung derer Stümpeleyen habe ich mir zwar, meiner Schuldigkeit und Obliegenheit gemäß, alle ersinnliche Mühe gegeben, wie es die unter meinem Seniorat erwachsene Acta von selbst ausweisen, allein es blieb doch allezeit ein Augiae Stabulum, worin man nicht fertig werden konnte, und wenn man der Stümpeley als einer wahren Hydrae Lerneae einen Kopf gleich abschlug, so ragten doch immer mehrere wieder hervor, mit denen man wiederum zu streiten hatte.“

Teilweise machten sich die Apotheker untereinander durch falsches Geschäftsverfahren selbst das Leben jauer. So war im 18. Jahrhunderte die mißbräuchliche Gewohnheit der Apotheker,

an Ärzte und Kunden Neujahrsgeschenke zu senden, derartig zum Übelstand geworden, daß die Regierungen es für nötig hielten, dagegen einzuschreiten. So bringt z. B. die Anspacher Intelligenz-Zeitung, Nr. 47, Mittwoch, den 23. November 1796, folgende Annonce: „Da man nöthig gefunden hat, die bishero üblich gewesene Neujahrsgeschenke der Apotheker, an Ärzte und Kranke, als eine zweckwidrige, zu vielen Mißbräuchen Anlaß gebende Gewohnheit abzuschaffen, und zu dem Ende allen Apothekern des hiesigen Fürstenthums die fernere Abreichung gedachter Geschenke an Ärzte und Kranke geschärfteft zu untersagen: so wird diese Verfügung zu jedermanns Nachricht hierdurch bekannt gemacht. Anspach, den 16. Nov. 1796. Königl. Preuß. Kriegs- und Domainenkammer.“

Auf dieser Verordnung fußend, vereinigten sich in demselben Jahre auch die Apotheker Nürnbergs, um die üblichen Neujahrsgeschenke, welche in Konfekt, Wein und Gewürzen bestanden, abzuschaffen. Um diesen Beschluß ihrer verehrlichen Kundschaft begründend mitzuteilen, verfaßte das Apothekerkollegium in Nürnberg eine besondere Denkschrift: „die bisher gewöhnlichen Neujahrsgeschenke betreffend“, in welcher die Geldlage des pharmazeutischen Standes wenig glänzend geschildert wird. Auch über die Preise, zu welchen die Apotheken in damaliger Zeit verkauft wurden, wird darin, wie folgt, Erwähnung gethan: „Eine allgemein bekannte Sache ist es, daß, um in Nürnberg, Anspach, Erlangen, Fürth, Bayreuth Apotheker zu seyn, ein Fond-Kapital von 12000 fl. am geringsten bis zu 24 tausend Gulden und darüber, in einer der Haupt-Städte erforderlich ist. — Hiebey entstehet nun doch wohl die ganz einfache natürliche Frage, was beträgt nun der jährliche Debit? Nicht baare Einnahme allein ist hier zu verstehen, sondern überhaupt der Debit, das heißt, der ganze jährliche Verschleiß an Medikamenten, sowohl der Handverkauf, als auch die bezahlten und unbezahlten Recepte, — kurz, alles und jedes, was zum jährlichen Verschleiß gehöret. — Was beträgt wohl der jährliche Debit bey einer Kapital-Summe von 12 bis 24 tausend Gulden? — Hierauf können Vier aus unserm Kollegium auftreten, und auf Ehre und Gewissen, mit dem dazu kommenden Beweiß ihrer Bücher, versichern: bey einem hiesigen Fond-Kapital von 16 bis 20000 fl.,

wozu wenigstens zwei Personen, ein Subject und ein Auslaufer, unumgänglich nothwendig sind, ist unser Debit zwischen 2500 bis 3000 fl., worunter, — ein Jahr ins Andere gerechnet, — wenigstens 4 bis 500 fl. schlechte oder ganz verlohrene Schulden zu rechnen sind.“

Wir sehen daraus, daß damals die Apotheken zu denselben Preisen wie heute, nämlich zu dem sechs- bis siebenfachen des Jahresumsatzes, verkauft zu werden pflegten. Der Wert der Apotheken ist seit 100 Jahren mit dem Umfaze ganz gleichmäßig in die Höhe gegangen, was eine natürliche Folge der allgemeinen Geldentwertung ist. Die in pharmazeutischen Kreisen jetzt üblichen Klagen über ein fortwährendes Steigen der Apothekerpreise sind jedenfalls nicht unbedingt begründet.

Wenn die Apotheker des 18. Jahrhunderts sich auch noch mehr als in den vorhergehenden Jahrhunderten bemühten, ihrem Stande durch fleißige Benützung lateinischer Ausdrücke ein recht wissenschaftliches Mäntelchen umzuhängen, und so z. B. die früheren „Ehrjungen“ allgemein jetzt »Discipuli«, ihre „Gesellen“ nunmehr nur »Subjecti« nannten, so war ihre Ausbildung meistens doch noch immer keine akademische, sondern eine ganz handwerksmäßige. Es wurden, dieser entsprechend, von dem Apotheker des 18. Jahrhunderts gesetzlich auch nur soweit naturwissenschaftliche Kenntnisse verlangt, als die Ausübung ihres Berufes sie ihnen gelegentlich lehrte. So schreibt z. B. der berühmte Arzt Friedr. Hoffmann, welcher von 1694 bis 1743 als Professor in Halle lebte, in seinem „Politischer medicus“, um die von dem Apotheker zu verlangenden chemischen Kenntnisse zu kennzeichnen: „Dem Apotheker soll bekannt seyn, daß ein Acidum mit einem Alkali ebulliret; aber es ist schon genug, wenn er nur den Effect weiß, obschon er die Ursache davon nicht sagen kann.“ Danach scheint Hoffmann keine große Meinung von dem theoretischen Wissen seiner zeitgenössischen Apotheker gehabt zu haben.

So wenig schmeichelhaft die Ansicht Hoffmanns über den Apothekerstand seiner Zeit für diesen auch ist, so scheint dieselbe doch im allgemeinen richtig gewesen zu sein; denn auch der gelehrte Apotheker Bartholomäus Trommsdorf in Erfurt, welcher von 1770 bis 1837 lebte, schildert den Standpunkt der Pharmazie des

18. Jahrhunderts in ähnlicher Weise. Er sagt von den Jahren, welche er als Apothekergehilfe verlebte: „Nur selten fand ich Männer, die meinem Ideale sich näherten; desto mehr aber stieß ich auf Mängel und Gebrechen. Selten fand ich, daß der Apotheker das war, was er sein sollte, ja selten sogar fand ich eine richtige Beurteilung des Standes der Apotheker. Fast allgemein betrachtete man die Pharmazie als ein Handwerk, ihre Bearbeiter als Handwerksleute, und es schmerzte mich um so tiefer, je fester ich mich überzeugt hatte, daß die Pharmazie als ein Zweig der Naturkunde auch auf die Würde, die den Bearbeitern der letzteren zugestanden wird, Anspruch machen könne.“ „Aber wie wenige Apotheker erkannten damals ihren Beruf! wie wenige waren von der Wichtigkeit desselben ganz durchdrungen! daher überall Schlendrian, grobe Empirie und Unwissenheit.“ Diese traurige Erkenntnis veranlaßte Trommsdorf — wie er selbst mittheilte — zu dem rühmlichen Entschlusse, seine Kräfte nach Möglichkeit zur Förderung der wissenschaftlichen Entwicklung der Pharmazie einzusetzen zu wollen. Zur Verwirklichung dieses Vorjages gründete er 1794 eine eigene pharmazeutische Zeitschrift und 1795 eine chemisch-pharmazeutische Schule, welche bis dahin noch ganz in Deutschland fehlte und um so mehr ein Bedürfnis war, da nur wenige Universitäten chemische Laboratorien hatten, und diese zum Erlernen der Pharmazie noch nicht recht geeignet ausgerüstet waren.

Die Unterrichtsgegenstände dieser ersten pharmazeutischen Anstalt waren: Logik, Mathematik, Physik, Botanik, Zoologie, Mineralogie, Chemie und Pharmazie. Es wurde also Gelegenheit zur Erlernung aller jener Fächer des pharmazeutischen Wissens, welche der Apotheker der Jetztzeit auf den Universitäten zu studieren pflegt, geboten. Der Pharmazie war somit 1795 durch Errichtung dieser pharmazeutischen Anstalt von Trommsdorf der alte Handwerkskittel ausgezogen und dafür der wissenschaftliche Talar angelegt.

Viele Apotheker des 18. Jahrhunderts erhoben sich mit ihrer naturwissenschaftlichen Bildung natürlich schon über die gewöhnliche Höhe des damaligen pharmazeutischen Handwerks. Als Beweis hiefür erinnere ich nur an die in jener Zeit lebenden Männer, wie Ehrhart, Funk, Hudson, Geoffroy, Marggraf, Andrea, Wiegleb, Scheele, Sertürner u. s. w., welche sämtlich dem Apothekerstande

angehörten und in den Geschichten der Botanik und Chemie stets unvergessen bleiben werden.

Die verschiedentlich aufgeworfene Frage, ob diese Unsterblichkeit von ihnen erworben wurde, weil — oder obgleich sie Apotheker waren, ist wol nicht völlig zu Gunsten der Pharmazie zu beantworten.

